

Lebens“ verfaßt hatte. Dieses Wort wurde von ihm und dem Propsten Sieveking am 11. Januar 1933 in einem Gottesdienst der Öffentlichkeit übergeben. Dieses Altonaer Bekenntnis kann zu den Vorläufern der Bekenntnisse, wie sie ab 1933 den Weg der Bekennenden Kirche gekennzeichnet haben, gerechnet werden.

Hans Asmussen wurde durch die DC-Kirchenleitung in Schleswig-Holstein von seinem Pfarramt in Altona Anfang 1934 zwangspensioniert, „weil er nicht die Gewähr dafür bietet, daß er jederzeit rückhaltlos für die Deutsche Evangelische Kirche eintreten wird“. Hält man dieser Begründung die Tatsachen entgegen, so wird die ganze Lächerlichkeit und Anmaßung eines DC-Kirchenregiments deutlich.

Hans Asmussen gehörte nach Barmen 1934 eine zeitlang zum Reichsbruderrat, war später Leiter der kirchlichen Hochschule der Bekennenden Kirche Berlin-Elberfeld, Mitglied des Bruderrates der APU und später auch des Berliner Bruderrates der Bekennenden Kirche. Hans Asmussen war lutherischer Theologe. Als solcher nahm er eine Sonderstellung ein. Daß er Karl Barths Theologie hochhielt, trug ihm bei seinen lutherischen Glaubensgenossen seinerzeit Mißtrauen ein. Hans Asmussen war als theologischer Schriftsteller ausgesprochen schöpferisch. Aus all diesen Gründen ist es zu begrüßen, daß endlich eine Biographie dieses bedeutenden Theologen der Kirchenkampfezeit erstellt worden ist. Ihre Lektüre macht deutlich, wie schwierig es ist, einer Gestalt wie Hans Asmussen gerecht zu werden. Er nimmt in mehrfacher Hinsicht eine Sonderstellung ein. So hat seine durchaus positive Sicht der katholischen Kirche, ihres Gottesdienstes und ihres Priestertums ihm manche seiner Freunde in der Bekennenden Kirche entfremdet. Solche Entfremdungen, ja Brüche in den Beziehungen zu seinen engsten Freunden spielen im Leben Hans Asmussens eine tragische Rolle. Was steckt dahinter? Theologische Rechthaberei, nordeutsche Dickköpfigkeit, eine bei Hans Asmussen besonders ausgeprägte Kompromißlosigkeit?

Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit als theologische Biographie. Soll dies eine gewisse Distanz andeuten zu bestimmten persönlichen Lebensumständen Asmussens, zum Beispiel zu seiner Krankheit des Asthmas, an der Hans Asmussen seit seiner Jugend als Soldat im ersten Weltkrieg gelitten hat? Die vorliegende Biographie bricht mit dem Ende des Kirchenkampfes 1945 ab. Gerade nach 1945 aber hat Hans Asmussen als erster Präsident der Kirchenkanzlei der EKD eine wichtige Rolle beim Aufbau der EKD gespielt. Er war an der Stuttgarter Erklärung zur Schuldfrage beteiligt. Aber nur dreieinhalb Jahre arbeitete Hans Asmussen als Leiter der Kirchenkanzlei. Die Umstände seines Ausscheidens aus diesem Leitungsamt werden kaum angedeutet. Als Propst von Kiel ab 1949 erzeugte Hans Asmussen durch seine kirchenpolitischen Aktivitäten neue Spannungen. Seine Absage an den Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf und seine „katholisierenden Tendenzen“ sorgten für Aufregung in seiner Landeskirche und in der EKD. Auch in seinem vorzeitigen Ruhestand sorgte Hans Asmussen weiter für Unruhe. Man hätte sich die Darstellung des Zeitabschnittes von 1945 bis 1955 ausführlicher gewünscht. Der zusammenfassenden Feststellung des Verfassers über Hans Asmussen: „Die Geschichte seines Wirkens ist jeweils auch eine Geschichte seines Scheiterns“, kann man nicht widersprechen. Nur hätte man gerne eine Erklärung für dieses Scheitern gelesen.

*Wachtberg-Villip*

*Armin Boyens*

Eberhard Röhm, Sterben für den Frieden. Spurensicherung; Hermann Stöhr (1898–1940) und die ökumenische Friedensbewegung. Mit einem Vorwort von Kurt Scharf, Stuttgart 1985 (Calwer Verlag, 278 S.).

Mit dem Buch Eberhard Röhm's begegnet uns eine ungewöhnliche Biographie. Sie beschreibt Leben und Wirken Hermann Stöhrs, des einzigen evangelischen Kriegsdienstverweigerers im 2. Weltkrieg, von dem bisher kaum mehr bekannt war als die Tatsache, daß er für seine konsequente Haltung hingerichtet wurde. Dieses persönliche Schicksal, von dem man mit Betroffenheit und Anteilnahme hört, wird in den Zusammenhang zeitgeschichtlicher Ereignisse gestellt und so zu einem Spiegelbild der

Geschichte der ökumenischen Friedensbewegung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Die „Spurensicherung“ beginnt mit den letzten Zeugnissen Hermann Stöhrs, seinen Abschiedsbriefen aus der Haft in Plötzensee (S. 13–17). In ihnen gibt er eine Begründung seiner pazifistischen Überzeugung. Sie beruhe auf „der Erkenntnis, daß Gott auch den Völkern geboten hat, einander zu helfen und zu lieben. In Dingen einer von Gott geschenkten Erkenntnis aber zu lügen, nur um mir das kleine Leben zu erhalten, das ging nicht. Es hätte bedeutet, Gott verachten und mein Leben auf eine Lüge zu gründen“ (19. 3. 1940). In dieser Gewißheit vermochte er angesichts seines nahen Todes zu sagen: „Das ist somit der Wille Gottes, der uns alle liebt, und uns, die wir ihn wieder lieben, muß auch dies zum Besten dienen“ (20. 6. 1940). Denn „Christus hat uns von aller und so auch von dieser Furcht erlöst“ (20. 6. 1940). Röhm werden diese bewegenden Briefe, die kurz vor der Hinrichtung geschrieben wurden, zum Anstoß, dem Leben Hermann Stöhrs nachzugehen, die Motive seines Handelns aufzuspüren.

Schon früh lernte Stöhr den Krieg kennen, als er sich sechzehnjährig freiwillig zur Marine meldete. Die Erfahrungen des 1. Weltkrieges veränderten sein Leben. Er begann danach das Studium der Volkswirtschaft und schloß es mit einer Dissertation ab, die seine neuen Interessen erkennen läßt: die Hilfsmaßnahmen europäischer Völker zur Linderung der Nachkriegsnot. Zwischen 1923 und 1925 fand er in Berlin seine erste und zugleich wichtigste berufliche Arbeit. Hier begegnete er auch dem Sozialethiker und engagierten Ökumeniker Siegmund-Schultze (S. 31 ff.). Er konnte auf verschiedenen Gebieten wirken, die seinen Vorstellungen entsprachen: als Geschäftsführer der ökumenischen Zeitschrift „Die Eiche“, als Mitarbeiter im Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen (S. 41 ff.), als Sekretär des Versöhnungsbundes (S. 50 ff.), als Mitglied der sozialen Arbeitsgemeinschaft (S. 59 ff.) sowie als Delegierter beim Deutschen Friedenskartell. Ökumenische Verbundenheit, Verständigung der Völker und sozialer Ausgleich waren die Themen, mit denen sich Stöhr beschäftigte und über die er seinen Standort als radikaler Pazifist fand. Er geriet damit jedoch schon in den ausgehenden zwanziger Jahren in eine zunehmende Isolierung. Auch schadete ihm die scharfe Kritik seines Mentors Siegmund-Schultze, die dieser an der national-konservativen Haltung der Kirchenleitungen zur ökumenischen Friedensbewegung übte (S. 77 ff.). Zwar fand Stöhr noch einmal von 1926 bis 1928 eine vorübergehende Arbeit beim Zentralausschuß der Inneren Mission, doch war man seitdem nicht mehr bereit, ihn fest anzustellen. Sein streitbares Eintreten für eine Aussöhnung des deutschen Volkes mit Polen verschaffte ihm in Kirche und Publizistik namhafte Gegner (S. 86 ff.). Stöhr jedoch zog sich nicht zurück, sondern wandte sich weiter mit Büchern und Aufsätzen an die Öffentlichkeit: er äußerte sich zu Frieden und Versöhnung (1925), zur Wohlfahrtsgesetzgebung und zur Diakonie, zur Mission, Ökumene und zur Lage der Ostkirchen (1928). Ein Forschungsstipendium ermöglichte ihm, im Jahre 1930 auf einer Amerikareise weiteres Material zur „Auslandshilfe der Vereinigten Staaten“ zu sammeln. Weil andere Verlage nicht mehr bereit waren, das Manuskript zu übernehmen, erschien es 1936 als erste Veröffentlichung des selbstbegründeten Ökumenischen Verlages (S. 97 ff.). Eine wichtige Zäsur war die Machtergreifung Hitlers 1933: viermal äußerte sich Stöhr in offiziellen Schreiben zu den Ereignissen des Jahres. Er kritisierte scharf die Beflagung der evangelischen Kirchen, die vom EOK Berlin in Erinnerung an Leo Schlageter angeordnet worden war (S. 107 ff.). Er formulierte Gebetsanliegen für Benachteiligte und Verfolgte, „ob es sich um Kommunisten, Sozialisten oder Pazifisten, um Christen oder Juden handelt“. (S. 117) Er bekundete angesichts des militanten Antisemitismus gegenüber der jüdischen Gemeinde von Stettin seine Betroffenheit und Teilnahme (S. 129 ff.). Und er protestierte gegen den Aufruf des Reichsbischofs Müller, den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund als nationale Befreiung in Gottesdiensten feierlich zu würdigen (S. 135 ff.)

In den folgenden Jahren wurde es still um Hermann Stöhr. In seinen Überzeugungen war er ein Einzelgänger und schloß sich der Bekennenden Kirche nicht an. Dietrich Bonhoeffer, der ihm in seinen pazifistischen Überzeugungen so nahe stand (S. 153 ff.), hielt Distanz zu Stöhr (S. 160 ff.). Die schwierige Persönlichkeit Stöhrs tat ein Übriges:

er war kontaktscheu und wirkte auf andere Menschen „etwas eigenartig“ (S. 82; vgl. S. 73, 130f.). So blieb er allein und ohne Unterstützung von außen, als er nach seiner Einberufung den Wehrdienst mit der Waffe verweigerte. Am 2. 3. 1939 begründete er „aus Gewissensgründen“ seine Ablehnung und führte aus, daß „positives Christentum“ nicht zur Kriegsrüstung, sondern zu „Taten nationaler Hilfsbereitschaft“ sowie „zur praktischen Betätigung von Feindesliebe“ auffordere (S. 167). Stöhr wurde daraufhin verhaftet, zunächst wegen Fahnenflucht zu einem Jahr Gefängnis, nach Verweigerung des Führereides dann aber am 16. 3. 1940 zum Tode verurteilt. Die evangelische Kirche aber, in deren Namen Otto Dibelius noch 1930 erklärt hatte, daß sie „über diese christlichen Pazifisten . . . ihre Hände halten“ werde (S. 72), schwieg. Stöhr ging seinen Weg bis zuletzt allein zu Ende.

Ist Hermann Stöhr eine „Identifikationsgestalt“ (S. 11) für junge Menschen, die heute nach glaubwürdigen Antworten auf ihre Fragen suchen? Er ist es sicher in der Hinsicht, daß er den Maßstab seines Handelns im Evangelium fand und sich darin, seinen eigenen Tod eingeschlossen, nicht beirren ließ. Sein Eintreten für eine glaubwürdige Kirche, für den Frieden, für eine Aussöhnung mit Polen und für Solidarität mit Verfolgten und Juden orientierte sich an der Bergpredigt und gewann dadurch eine Kraft, die auch über seine Zeit hinausreicht. Der Preis, den er für den Frieden zahlte, war hoch. Man spürt Röhm die persönliche „Betroffenheit“ an, die er „beim Spurensuchen und beim Aktenstudium erlebt“ hat (S. 11). In Verbindung mit mehreren Exkursen, in denen er eine Fülle von zeitgeschichtlichen Informationen zusammengetragen hat, gelang ihm eine gut lesbare und lebendige Darstellung, die im Brennpunkt einer Biographie einen Zugang zu dieser noch heute schwer verständlichen Zeit des Nationalsozialismus erschließt. Ihr sind in der Fachwissenschaft und in der breiteren Öffentlichkeit viele Leser zu wünschen.

*Bielefeld*

*Heinrich Holze*

Hanna-Barbara Gerl, Romano Guardini. 1885–1968. Leben und Werk, Mainz (Matthias-Grünwald-Verlag) 1985, 381 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Ln. DM 48,-.

In den letzten Lebensjahren war es um Romano Guardini still geworden. Nach dem Tode schienen der Mann und sein literarisches Werk fast vergessen, zumindest weit entfernt. Nur diejenigen bewahrten die lebendige Erinnerung, die Guardini von den zwanziger bis in die fünfziger Jahre des Jahrhunderts begegnet waren: Nur diese Leute der damals schon älteren und mittleren Generation, hörten auch jetzt noch die nie laute Stimme des feinen, aristokratischen Mannes auch in seinem geschriebenen Wort. Der studentischen Generation der sechziger und siebziger Jahre, die zur „Kulturrevolution“ sich anschickte oder von den ideologischen Agitatoren im großen Haufen sich willig treiben ließ, erschien die Geistigkeit dieses Mannes, soweit sie überhaupt noch seinen Namen kannte, so weit entfernt wie ein anderes Sonnensystem. Erst im Vorfeld des hundertsten Geburtstages und durch die Gedenkstunden zu diesem Geburtstag rückten der Mann – noch nicht wieder sein Werk – wieder stärker ins Bewußtsein. Wesentlichen Anteil hatten daran erst jetzt publizierte Aufzeichnungen, tagebuchartige Notizen, Reflexionen, die auch den Älteren vielfach erstaunlich, gelegentlich befremdlich erschienen.

Unter den Werken der letzten Jahre über Romano Guardini gebührt der vorliegenden Arbeit besonderer Rang: Es ist die umfassendste, bis heute beste Darstellung seines Lebens und seines Lebenswerkes, gleichzeitig – im Spiegel einer sensiblen geistig-geistlichen Persönlichkeit – ein wesentlicher Einblick in die Geistesgeschichte, in die Kirchengeschichte seiner bewegten Epoche. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn Guardini den bedeutendsten Gestalten des europäischen Geisteslebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zugerechnet wird. Guardini hat nach dem Zweiten Weltkrieg an den Universitäten Tübingen und München Hörsäle gefüllt wie kaum ein zweiter akademischer Lehrer, bis zum Beginn der sechziger Jahre. Fragt man diese Hörer, „so kommt